

Die Projektförmigkeit der Forschung

Marc Torka
Bielefeld

Die in der Wissenschafts- und Hochschulforschung geführte Diskussion über den Wandel der Forschung vernachlässigt ein für Forschungsorganisation und Forschungspraxis gleichermaßen zentrales Kernphänomen: die Projektförmigkeit der Forschung. Forschung zu be-

treiben heißt heute vor allem Projekte zu konzipieren, zu lancieren und ggf. auch durchzuführen. Quer zu allen Disziplinen, Forschungsgegenständen und Forschungsarten hat sich ein gemeinsames Normalmodell der Forschung durchgesetzt und institutionalisiert. In diesem wird die strukturelle Offenheit von Forschungsprozessen problematisch, weil Forschungen unter dem Anspruch stehen, Erwartbarkeit, Erreichbarkeit und Abschließbarkeit ihrer Resultate vorab in den Blick zu nehmen. Die Projektform ist nicht nur quantitativ von zunehmender Bedeutung für die Entwicklung der Forschungslandschaft (Drittmittelquoten), sondern vor allem auch in qualitativer Hinsicht: Die projektförmige Verfasstheit der Forschung ist eine kaum mehr reflektierte „taken for granted“-Annahme und schreibt sich in vielfältiger Weise und in unterschiedlichen Kontexten in die Forschung ein.

Dies zeigt sich bereits auf der Ebene des Fachdiskurses, in dem eine explizite Thematisierung bei gleichzeitiger impliziter in Anspruchnahme der Projektform ausbleibt. So ist das „Manhattan Project“ ein frühes Zeugnis einer sich im „Triple-Helix-Modell“ (Etzkowitz 1997) verstärkenden Kopplung von Forschung, Industrie und Politik. Auch die transdisziplinären Kooperationen im „Mode 2-Modell“ (Gibbons et. al. 1994) sind maßgeblich auf Zeit gebaute Kopplungen und werden deshalb überwiegend in temporären Projekten betrieben. Im Kontext der Evaluation von Forschungsleistung trifft man ebenfalls auf die Recheneinheit „Drittmittelprojekte“, so dass der Beginn von Forschungen nicht mehr unbedingt sachlich motiviert ist, sondern auch nur einem institutionalisierten

Druck zur Vervielfachung dieser Einheit folgen kann. Als befristete Kopplung von Themen und Ressourcen schreibt sich die Projektform auch in die Berufsbiographien des wissenschaftlichen Personals ein. Zunehmend ist die einzige Chance zur Fortsetzung einer wissenschaftlichen Karriere die Beantragung eines Projekts. Wissenschaftliche Karrieren zeichnen sich dann je nach erreichter Stufe durch die Mitarbeit, Koordination oder Initiierung von Projekten aus, so dass sich die klassische Qualifikations- mit einer „Projektkarriere“ überlagert. Es entstehen auf diese Weise neue Rollen und Tätigkeitsprofile im Forschungssystem, die sich etwa in der Nachfrage nach „Projekterfahrungen“ und folglich auch in den Selbstdarstellungen des wissenschaftlichen Werdegangs wiederfinden. Die Projektform stellt Unterscheidungen bereit, die sowohl neue soziale Ausdifferenzierungsprozesse als auch Integrationsversuche anstoßen. So schließt an die Unterscheidung von Entwurf und Durchführung die soziale Binnendifferenzierung zwischen dem primär dem Antrag verpflichteten Projektleiter und dem die eigentliche Forschungsarbeit besreitenden Projektmitarbeiter an, die dann in sogenannten „Teamsitzungen“ bzw. „Meilensteintreffen“ immer wieder integriert werden muss. Es lassen sich sowohl Bestrebungen beobachten diese Unterscheidung zu minimieren (insbesondere in den Geisteswissenschaften, die auf eine Stärkung der eigenen Forschungszeit und der Einzelforschung drängen), als auch zu radikalieren: Die Figur des Wissenschaftsunternehmers spezialisiert sich auf die Projektakquise oder wird zum „Fund Raiser“, die Leitungsfunktion kann (insbesondere bei EU-Forschungsprojekten) durch ein vollständig von der materialen Forschung abgeschnittenes „Projektmanagement“ ausgeübt werden, und die Antragstellung selbst wird auf „Anforschungsstellen“ vorbereitet. Die Projektform schafft sich in dieser Weise ihre eigenen Strukturen.

Die fehlende explizite Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Projektförmigkeit in der Forschungsliteratur findet ein Pendant in der Forschungspraxis. Trotz der vielfach zu beobachtenden Probleme, denen Forschung unter institutionalisierten projektförmigen Bedingungen (Drittmittelprojekte der Forschungsförderung) begegnet, stößt man unter Forschern bisweilen auf Verwunderung oder sogar Gegenwehr, wenn man nach den Besonderheiten und Effekten der Projektform in ihrem Forschungsalltag fragt: „Ist Forschung ohne Projekt überhaupt Forschung?“ oder „Wie soll man denn sonst forschen?“ sind typisch anzutreffende Reaktionsweisen, in denen Projektform und Forschung gleichgesetzt wer-

den. Von einer solchen Unmöglichkeit und massiven Abwehr die Projektformigkeit der Forschung zu thematisieren, zeugen auch vereinzelt anzutreffende Zeitungsberichte: „Wer solches sagte, würde sofort wegen idealistischer Tagträumerei verspottet oder gar der ideologisch verbohrteten Vergangenheitsverherrlichung geziehen werden“ (Antoni 2005), und man gerät in Gefahr, „dass dies automatisch lächerlich klingt“ (Menninghaus 2006). Bereits der Versuch, die Projektform im Rahmen der Drittmittelforschung zum Gegenstand zu machen und damit ihrer Selbstverständlichkeit zu berauben, trifft auf Kritik und unterstreicht damit deren Stabilität. Diese setzt sich auch in der Forschungspolitik fort, wenn die (maßgeblich aus den Sozial- und Geisteswissenschaften stammende) Kritik an der Projektform aufgegriffen und zugleich durch neue, ihrerseits projektformig verfasste Förderinstrumente absorbiert wird (siehe Abschnitt 6).

Die Projektform reproduziert sich auf institutioneller und kognitiver Ebene selbst, indem sie zur kaum (mehr) reflexiv zugänglichen Selbstverständlichkeit der Forschung geworden ist. Der Erfolg und die dynamische Verbreitung der Projektform gründet auf diesem Selbstverständnis und ist nicht auf einen äußeren Zwang von Wissenschaftsorganisationen und Wissenschaftspolitik reduzierbar. Unter welchen Bedingungen und mit welchen Folgen sich die Projektform als zentrale Selbstbeschreibung und zentrales Selbstbeobachtungsmittel des Forschungssystems durchgesetzt hat, werde ich im Folgenden analysieren.

1. Die Projektform als generatives Deutungsmuster

Zur Beschreibung und Konzeptionalisierung von solchen grundlegenden Orientierungsmustern, die praktisch in Anspruch genommen werden ohne selbst Gegenstand der Beobachtung zu sein, bietet die Soziologie verschiedene Begrifflichkeiten mit unterschiedlichen theoretischen Implikationen.¹ Ohne die Differenzen und Gemeinsamkeiten dieser Konzeptionen hier eingehend diskutieren zu können, bietet das von Ulrich Oevermann entwickelte Deutungsmusterkonzept drei analytische Vorteile, um die Genese, Funktion und Strukturwirksamkeit der Projektformigkeit im

¹ Die wichtigsten sind die „Mythen“ im Neoinstitutionalismus (z.B. Meyer/Rowan 1977), „Ideologien“ der klassischen Wissenssoziologie (z.B. Mannheim 1929), „Dispositive“ in der Diskurstheorie (z.B. Foucault 1978), „Semantiken“, „Schemata“ und „Skripts“ (z.B. Luhmann 1993) in der Systemtheorie und die hier im Zentrum stehenden „Deutungsmuster“ in der Strukturtheorie (Oevermann 2001).

Forschungssystem herauszuarbeiten (Oevermann 2001). Erstens ist der Begriff mit einem *methodisch kontrollierten Analyseprogramm* verknüpft, um in Kommunikationen gleich welcher Art (Interaktionsprotokolle, Interviews, Dokumente, etc.) solche Orientierungsmuster zu entdecken und in ihrem Prozessieren zu rekonstruieren. Zweitens bearbeiten Deutungsmuster immer praktische und historisch spezifische Handlungsprobleme; in diesem Fall bezieht sich die Projektform auf das Problem der Offenheit von Forschung. Sie haben damit einen klaren *funktionalen Bezug* und sind eben nicht von praktischen Vollzügen entkoppelt, wie es etwa der neoinstitutionalistische Mythenbegriff mit der Entkopplung von Formal- und Aktivitätsstruktur nahe legt. Drittens unterscheidet sich der Deutungsmusterbegriff von allen Begriffsalternativen dadurch, dass Deutungsmuster als *generative Strukturen* verstanden werden und damit operativ wirksam sind, weil sie im praktischen Vollzug a priori in Anspruch genommen werden. Sie sind damit weder ausschließlich extern generierte Konstruktionen, die dann allenfalls zu Legitimationszwecken bedient werden, noch nachträgliche Beobachtungen und Beschreibungen von Systemoperationen (Stäheli 1998).

Das Deutungsmuster der Projektförmigkeit von Forschung werde ich in fünf Schritten entfalten. Zunächst wird die heute anzutreffende Selbstverständlichkeit, Forschung als Projekt zu begreifen, als eine historisch spezifische Entwicklung ausgewiesen, die sich durch einen Generalisierungsprozess von einer spezifischen „Projektforschung“ zur projektförmigen Struktur der Forschung auszeichnet (2). Im Anschluss wird verdeutlicht, dass die Projektform die Funktion übernommen hat, das immanente Strukturproblem der Offenheit von Forschung zu bearbeiten (3). Der Abgleich von grundlegenden Eigenarten der Projektform mit denen der Forschung zeigt dann, dass auch in struktureller Hinsicht Forschung nicht per se projektförmig ist und sich hieraus ein strukturelles Spannungsverhältnis „projektförmiger Forschung“ ableiten lässt (4). Anhand von empirischen Fallbeispielen werde ich dann veranschaulichen, dass die Orientierung an der Projektform folgenreich in die soziale Organisation, die internen Bewertungskriterien und den Inhalt der Forschungspraxis eingreift und damit operativ wirksam wird (5). Abschließend werde ich auf aktuelle Bestrebungen in der Wissenschafts- und Hochschulpolitik eingehen, die auf den ersten Blick als Rücknahme der Projektform zumindest für die Geisteswissenschaften erscheinen. Es wird aber gezeigt

werden, dass sich in den Veränderungen das Deutungsmuster der Projektförmigkeit reproduziert und stabilisiert (6).

2. Die Karriere der Projektform: Von der spezifischen „Projektforschung“ zur projektförmigen Struktur der Forschung

Betrachtet man den sozialwissenschaftlichen Diskurs² über die Projektform in der Forschung, dann drückt sich hierin eine Entwicklung aus, in der die Projektförmigkeit sich von einer spezifischen Eigenart mancher Forschungen zu einem universellen Deutungsmuster der Forschung verallgemeinert und sogar zur normativen Basis „guter Forschung“ wird.

Die semantischen Vorläufer der Projektform reichen in der Figur des „Projektemachers“ und der Tätigkeit der „Projektemacherei“ bis ins 15. Jahrhundert zurück und verschwinden mit der Entstehung der modernen Wissenschaften zunächst von der Bildfläche. Der Grund hierfür liegt im zweifelhaften Status dieser Figur, die Neuerungen verspricht, ohne jedoch den Weg zur Realisierung angeben zu können (Krajewski 2004). Erst unter spezifischen Bedingungen verschiebt sich sukzessive die negative in eine positive Konnotation der Projektform. Die Methodisierung und Technisierung der Forschung schaffen die kognitiven Bedingungen, um Schritte der Zielerreichung vorab angeben zu können. Eine Aufwertung erhält die Projektform dann schließlich innerhalb zweier spezifischer institutioneller Kontexte. Die Umstellung der institutionellen Forschungsförderung auf Projektförderung (in Deutschland vor allem seit dem Entstehen der Deutschen Forschungsgemeinschaft seit 1920) operiert nicht mehr mit den vergangenen Leistung einer Forscherpersönlichkeit, sondern mit sachlichen Entwürfen zukünftiger Forschung, die ihre Relevanz und Machbarkeit vorab einsehbar machen müssen, damit Förderentscheidungen überhaupt getroffen werden können.

In den 60er Jahren tritt die Projektform dann unter den Begriffen „Projektwissenschaften“ und „Projektforschung“ in den Blick (Bahrdt

² Die Begrenzung auf den sozialwissenschaftlichen Diskurs wird nicht nur aus Platzgründen vorgenommen, sondern weil er dort aus zwei Gründen besonders explizit zum Thema gemacht wird. Erstens sind die Geistes- und Sozialwissenschaften der professionalisierte Ort solcher gesellschaftlichen Selbstbeschreibungen, und zweitens trifft sie die Entwicklung zur Projektförmigkeit aufgrund anderer kognitiver und organisatorischer Voraussetzungen krisenhafter.

1965). Diese wurde vor allem in einem spezifischen institutionellen Rahmen verortet, der außerhalb der „eigentlichen Wissenschaft“ in der so genannten „Big Science“ liegt. Als erste historische Beispiele dienten Großprojekte der Raumfahrt oder das Manhattan-Projekt, in denen Wissenschaft, Industrie und Politik eng aufeinander bezogen waren. Unter Projektförmigkeit der Forschung wurde „eine bestimmte Form von praxisbezogener, zielgerichteter, zeitlich determinierter Aufgabenstellung“ im Kontext einer „Projektorganisation“ verstanden und galt überwiegend als Anwendungs- bzw. Auftragsforschung (Bahrdt 1965: 8f.). Die Unterscheidung von „Projektwissenschaften“ und „eigentlichen Wissenschaften“, also die Verlagerung der Projektform in die Umwelt der universitären Forschung, war in doppelter Weise brüchig. Weder handelt es sich um andere wissenschaftliche Disziplinen, eben „Projektwissenschaften“, und noch immer sind die in solchen institutionellen Strukturen verankerten Disziplinen „keine andere Physik“.

In den 70er und 80er Jahren wurde die Projektform dann ganz anders beobachtet. Sie galt jetzt nicht mehr als ein primär wissenschaftsexternes Phänomen, sondern war im institutionellen Zentrum der Wissenschaft als „Forschungsprojekt“ angekommen: Die Projektform beschrieb jetzt die „Realities of (Social) Research“ (Platt 1976). Der Diskurs zeichnete sich aber auch hier durch eine Begrenzung der Projektform auf spezifische Kontexte aus, allerdings jetzt innerhalb der universitären Forschung: Drittmittelforschung der Forschungsförderung. Diese erlangten auch in den Sozialwissenschaften zunehmend an Bedeutung und traten in Konkurrenz zur über die lehrbezogenen Stellen mitfinanzierten Einzelforschung. Kaddatz (1982) beschreibt das Eindringen der Projektform in voreingerichtete Strukturen und Arbeitsweisen der universitären Forschung noch als krisenhaften Prozess. Denn das „Projektpersonal“ verstand er gegenüber der klassischen Assistentur als „deprivilegierte“ und „deprofessionalisierte“ Klasse des Mittelbaus, die vom Institutsbetrieb abgeschnitten ist und ihre Forschungsgegenstände nicht mehr selbst wählen kann. Die Projektform ist Ausdruck einer „Rationalisierung des wissenschaftlichen Arbeitsprozesses“, in dem zwischen Initiierung und Ausführung von Forschung unterschieden wird. Dieser Versuch der Eingrenzung auf eine spezifische akademische Personalkategorie und die Verengung auf den Ausführungscharakter des „Projektpersonals“ können zumindest heute als überholt gelten: Die Projektform liegt quer zu allen Personalgruppen; Qualifikationsarbeiten werden als Grundlage für For-

schungsprojekte genutzt oder bereits daraufhin konzipiert; Planstellen werden mit der Aufgabe ausgeschrieben, Projekte durchzuführen, zu akquirieren oder zu koordinieren; und rein forschungsbezogenes Projektpersonal übernimmt Lehrtätigkeiten von Stelleninhabern, damit diese Forschung betreiben können.

Neben die soziale trat auch die zeitliche und sachliche Beschränkung der Projektform auf spezifische Kontexte. So schlug Matthes (1988) vor, die Projektform auf manche Arten von Forschungen zu beschränken und generell für einen späteren Zeitpunkt im Forschungsprozess zu reservieren. Der operative Charakter der Projektform setze ein spezifisches Forschungsdesign voraus, das eher zu hypothesentestenden (der Naturwissenschaften) als explorativen Forschungen (der Geistes- und Sozialwissenschaften) zu passen scheint. Der vorgelagerte Prozess der Hypothesengenerierung bleibe deshalb eher ausgeblendet, so dass die Projektform ‚normal science‘ bzw. die Fortsetzung bereits etablierter oder stabilisierter Forschungen fördere. Der evolutionäre Erfolg der Projektform zeigt sich aber gerade darin, dass alles in ein Projekt verwandelt werden kann, selbst die durch diese Form geschaffenen Probleme. Offenere und weitreichendere Fragestellungen werden in Sonderforschungsbereichen bearbeitet, in denen große Probleme in kleine zerlegt werden und sich die Projektform damit nur potenziert: Das Gesamtprojekt wird in Teilprojekte unterteilt. Die Generierung von Hypothesen wird durch Vorlaufprojekte auf so genannten „Anforschungsstellen“ betrieben, oder das laufende Projekt dient selbst dazu, Anschlussprojekte auszuschütten: „Als unmittelbare Leistung wird die Entwicklung von zwei bis drei konkreten fachübergreifenden Forschungsprojekten angestrebt, die es ermöglichen, die interdisziplinäre Zusammenarbeit nach Ablauf des Forschungsjahres direkt in die empirische Praxis umzusetzen.“³

In den 90er Jahren tritt die Projektform dann als hochgeneralisierte Organisationsstruktur des Wissenschaftssystems in den Blick, als „zeitlimitierte Ordnung“ und Form der „strukturellen Kopplung“ von Wissenschaft, Politik und Wirtschaft. Luhmann bringt diese Generalisierung zum Ausdruck, wenn er schreibt:

„Die Zeitform des Projekts durchdringt alle Forschungsbereiche, alle Disziplinen des Wissenschaftssystems. Sie macht die wissenschaftliche Forschung

³ Das Beispiel stammt aus dem Arbeitsprogramm einer interdisziplinären Forschergruppe: <http://www.uni-bielefeld.de/ZIF/FG/2004Emotions/index2.html>

in nie zuvor gekanntem Maße von Organisation abhängig. Es sieht dann im Ergebnis so aus, als ob es von Organisation abhängt, dass die Wissenschaft autopoietisch im Gang bleibe, weil nur so beobachtet, sichergestellt und überwacht werden kann, dass Projekt auf Projekt folgt. Rein quantitativ gesehen dominiert diese Projektförmigkeit, so dass Organisationen (...) schon gar nichts anderes mehr wahrnehmen können“ (Luhmann 1992: 338).

Die Formulierung zeigt an, dass diese schleichende Entwicklung kritisch und in Spannung zur eigentlichen Codierung der Wissenschaft stehend beobachtet wurde. Die Universität galt hier noch als „Schutzraum“ in dem man (in Luhmanns Verständnis) nicht-projektförmige Theoriearbeit noch betreiben kann. Insofern wird auch hier eine Beschränkung der Projektform auf spezifische Kontexte vorgenommen. Die Projektform ist primär ein Ausdruck von Organisation und nicht des Wissenschafts- bzw. Forschungssystems selbst.

Richtet man den Blick auf die heutigen Verwendungs- bzw. Verbreitungsvielfalt der Projektform und die Selbstverständlichkeit ihres Gebrauchs, dann liegt es nahe, einen weiteren Generalisierungsschritt anzunehmen: Die Projektform ist nicht nur ein Mittel der Fremdbeobachtung und Steuerung von Forschung durch Organisationen, sondern vor allem auch ein Mittel der Selbstbeobachtung und Selbstorganisation von Forschung. Hierüber schiebt sich die Projektform in alle Bereiche und quer zu klassischen institutionellen Strukturen der Forschung hinein und fügt der systemspezifischen Kommunikation von wahr/unwahr neue Programmierungen hinzu:

„Ähnlich wie am Beginn moderner Wissenschaft um die Wende zum 19. Jahrhundert Fragestellungen ausgegrenzt wurden, die einem theoretischen und/oder methodischen Zugriff nicht zugänglich waren, werden als Folge der Elementarisierung der Forschung Fragestellungen problematisch, die nicht in Projekte zerlegt werden können“ (Stichweh 1994: 165).

Angesichts einer solchen Entwicklung verwundert auch der Vorschlag von Stephan Wolff (1996) nicht, Entwicklung und Umgang mit Projekten zum festen Bestandteil des Curriculums und damit der Sozialisation ins Wissenschaftssystem zu machen.

Das Hervortreten der Projektform ist untrennbar mit der Entstehung einer „organisierten Forschung“ verbunden. Man würde aber zu kurz greifen, die Dynamik ihrer Karriere und die Selbstverständlichkeit ihrer heutigen Verwendung ausschließlich auf einen externen Zwang durch Organisationen zu erklären. Als Deutungsmuster verstanden liegt die Attraktivität der Projektform gerade darin begründet, dass sie zugleich ein

der Forschung inhärentes Problem einer Bearbeitung unterzieht, also sowohl nach „außen“ als auch nach „innen“ anschlussfähig ist.

3. Das Projekt als Bearbeitungsform des Strukturproblems der Offenheit von Forschung

Die Offenheit der Forschung kann auf drei Ebenen zum Problem werden und wird dort mit der Projektform bearbeitet. Forschung ist strukturell alimentierungsbedürftig und in dieser Hinsicht an andere Funktionssysteme, insbesondere an Politik und Wirtschaft, gekoppelt. Für diese ist die strukturelle Offenheit ein Problem, denn es „ist nicht auszurechnen, ob und unter welchen Bedingungen überhaupt Ergebnisse entstehen. Je grundlegender die Forschung, umso unwägbarer ist ihr Ausgang. Man kann am Anfang nicht wissen, ob am Ende etwas herauskommt. Insofern ist es hoch riskant, diesen Typus der Forschung zu finanzieren. Gleichzeitig ist es für die Integrität des Wissenschaftssystems entscheidend, dass er finanziert wird.“ (Neidhardt 1988: 11) Die Projektform stellt sich auf dieses externe Problem ein und schafft die Möglichkeit, zugleich das Risiko der geldgebenden Instanz zu verringern und die Autonomie der Forschung zumindest in Grenzen zu sichern. Forschungsvorhaben müssen Erwartbarkeiten in Aussicht stellen, indem sie sich vorab in ihren Zielen respektive Schritten der Zielerreichung festlegen und damit kommunizieren, wofür investiert werden soll. Erst unter dieser Bedingung werden sie dann für eine fest umrissene Laufzeit freigesetzt und können dann am Ende in ihrer Leistungsfähigkeit evaluiert, beendet oder fortgesetzt werden.

„In einer generelleren Perspektive gesehen ist der für die Wissenschaft als Folge einer Umstellung auf die Projektstruktur anfallende Legitimationsgewinn enorm, weil die Wissenschaft sich gleichsam im Einzelakt, von Projekt zu Projekt, einer Evaluation unterzieht, die nicht nur wissenschaftliche Standards prüft, sondern in jedem einzelnen Fall auch den Kontakt zu Forschungsprogrammen affirmiert“ (Stichweh 1994: 165f.).

Das Problem der Offenheit wird paradoxer Weise dadurch bearbeitet, dass Entscheidungen über Gegenstand, Bearbeitungsweisen und erwartbare „Relevanzen“ vorab getroffen werden, idealer Weise eingehalten und erst nach Ablauf in Anschlussprojekten umgesteuert werden. Die Gleichzeitigkeit von Entscheidungs- und Begründungszwang (z.B. Oevermann 1981) wird so in ein zeitliches Nacheinander gebracht.

Auch unter Steuerungsgesichtspunkten kann die Offenheit der Forschung zum Problem werden. Die Projektform ermöglicht es, hochgradig spezialisierte Forschung zu bündeln und Forschungsprogramme arbeitsteilig zu bewerkstelligen. Durch die Bildung von zeitlich, sachlich und sozial begrenzten Ausschnitten (Projekte) können Forschungen sich zugleich auf wenige Aspekte konzentrieren bzw. spezialisieren und dennoch mit anderen Vorhaben koordinieren. Die Programme können dabei „intern“ oder „extern“ stimuliert sein, ohne dabei die Einzelprojekte zu präjudizieren. Inwieweit eine solche „Elementarisierung“ und „Stückelung des wissenschaftlichen Arbeitsprozesses“ (Stichweh 1994: 164f.) möglich ist und inwiefern eine Integration durch Organisation erreichbar ist, variiert disziplinar.

Schließlich kann die Offenheit der Forschung in der Forschungspraxis selbst problematisch sein. Die strukturelle Unsicherheit der Forschung liegt sachlich darin begründet, dass es keine Letztbegründungen gibt. Das hat zur Folge, dass Forschung prinzipiell nicht beendbar ist und jede Argumentation an jeder Stelle scheitern oder eine Gegenargumentation hervorrufen kann, so dass ein Fortschreiten im Forschungsprozess nicht garantiert werden kann. Vor diesem Hintergrund dient die Projektform der Stabilisierung des Forschungsprozesses, indem grundsätzliche Richtungsentscheidungen vorab begründet getroffen werden und im Idealfall auch festlegen, wann einzelne Schritte als hinreichend abgeschlossen gelten können („Arbeitspakete“). In der Forschungspraxis ist dann ein stetiger Rückbezug und Rückbindung an den Antrag zu beobachten, der durch „Teamsitzungen“ und „Meilensteintreffen“ organisiert wird. In sozialer Hinsicht liegt die Verwendung der Projektform schließlich in dem Moment nahe, wo mehr als ein Forscher beteiligt ist und deshalb zeitlicher und sachlicher Koordinationsbedarf notwendig wird. Indem eine solche stetige Rückbindung zu beobachten ist, reproduziert sich zugleich die prinzipielle Offenheit des Forschungsprozesses, bei dem sich jeder Einzelschritt ins Unendliche verlängern kann und auch die getroffenen Grundentscheidungen in Zweifel gezogen werden können.

4. Die Paradoxie der Projektform

Trotz dieser inhärenten Anchlüsse ist die Projektform eine paradoxe Bearbeitungsweise der strukturellen Offenheit von Forschung. Während die Projektform auf die vorgängige Herstellung von Erwartbarkeiten abzielt

und diese durch die Bildung von zeitlich, sachlich und sozial abgeschlossenen Einheiten zu erlangen sucht, ist Forschung als Praxis gerade durch ihre Nicht-Abschließbarkeit und ihre Präferenz für das Scheitern von Anfangserwartungen charakterisiert: „Wissenschaft ist ihren Wahrheits- und Geltungsansprüchen nach ein kognitives Unterfangen, das keine zeitlichen und sachlichen (auch keine sozialen, Anmerkung M.T.) Einschränkungen hinsichtlich dieser Ansprüche akzeptiert“ (Stichweh 2003: 3). Eine wissenschaftliche Aussage ist unabhängig davon, wo, wann, in welchem Zeitraum und von wem sie aufgestellt wurde, wahr oder eben auch unwahr, und auch dann ist sie stets mit einem hypothetischen Vorbehalt versehen: solange keine gegenläufigen Ergebnisse vorliegen! Im Kontext projektförmiger Forschung muss unter Erwartungsstrukturen operiert werden, die in Spannung zu immanenten Strukturbedingungen der Forschung geraten. Während die Stabilisierung eines Argumentes erst am Ende des Forschungsprozesses stehen kann – sonst müsste man ja nicht forschen –, muss dieses unter projektförmigen Bedingungen bereits vor Beginn der Forschung hinreichend klar konturiert sein. Es müssen Richtungsentscheidungen vorab gefällt werden, ohne dass hierfür hinreichende Entscheidungsprämissen, d.h. Begründungen, vorliegen. Das grundlegende Spannungsverhältnis liegt natürlich nicht darin begründet, dass vorab ein für jegliche Forschung notwendiger systematischer Zugriff gewagt wird, sondern in der Verbindlichkeit dieses Entwurfs.⁴ Ich werde im Folgenden argumentieren, dass ein solcher „Vertragscharakter“ unter projektförmigen Bedingungen Einzug in die Forschung erhält und dass dies Konsequenzen für die soziale Organisation, die internen Bewertungskriterien und den Inhalt der Forschung hat.

5. Effekte in der Forschungspraxis

Die zentrale empirische Frage ist, ob und in welcher Weise die Projektform in Forschungsprozessen operativ wirksam wird. Dies wird sie, sobald Kommunikationen ausgemacht werden können, die durch die Projektform generiert sind und für die Anschlusskommunikationen folgen-

⁴ Ein schönes Beispiel hierfür findet sich im DFG-Merkblatt 2.02. Dort wird man aufgefordert „'Überraschungen' im Projektverlauf und bei den Ergebnissen“ zu nennen. Indem Überraschungen aber in Anführungszeichen gesetzt werden, wird aber auf eine vom üblichen Gebrauch abweichende oder diesen spezifizierende Verwendungsweise aufmerksam gemacht: Bei guter Planung dürften keine allzu großen Überraschungen auftreten!

reich werden. Empirisch kommuniziert sich Forschung erstmals im Kontext der Antragstellung als Projekt. Im Unterschied zur immer wieder anzutreffenden These, dass die Projektform in die sich Forschungen vor allem im Kontext der Forschungsförderung kleiden müssen, nur aufwändige „Antragssemantik“ oder „Antragsprosa“ sei, werde ich nachfolgend verdeutlichen, dass dies nicht der Fall ist. Denn mit dieser Gegenthese der „Antragsprosa“ ist gemeint, dass Forschungen ab dem Moment der Bewilligung freigesetzt sind, dann nach ihrer eigenen Logik operieren und sich allenfalls am Ende legitimieren, indem sie sich erneut als Projekt zur Darstellung bringen. In diesem Fall wäre die Projektform ausschließlich „talk“ und vom Forschungsprozess („action“) vollständig abgekoppelt (Brunsson 1989). Die empirische Analyse von Forschungsprojekten⁵ zeigt hingegen, dass bereits bei deren Entwicklung gerade nicht davon ausgegangen wird, dass das im Projektantrag einmal geäußerte „Versprechen“⁶ folgenlos bleibt und deshalb auch nicht als beliebige „Antragsprosa“ behandelt wird. Während des Projekts bleibt der Projektantrag dann stets präsent, so dass keine vollständige Offenheit des Forschungsprozesses zu beobachten ist, dieser aber auch nicht durch den Projektantrag determiniert ist. Phasen der Ablösung und Anbindung wechseln sich gewissermaßen ab. Die Auseinandersetzung mit den jeweiligen epistemischen Objekten folgt prinzipiell einer Eigenlogik und führt zur beständigen zeitlichen und sachlichen Abweichung vom Projektantrag. In den analysier-

⁵ Die folgenden Beispiele sind meinem laufenden Dissertationsvorhaben „Die Projektformigkeit der Forschung“ entnommen. Es basiert auf mehrmonatigen Beobachtungen und Tonbandaufzeichnungen in Projektteams, Interviews mit Projektbeteiligten und Gutachtern, sowie auf historischen und aktuellen Dokumenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) als wichtigem Ort der Institutionalisierung der Projektformigkeit. Es wurden Forschungsprojekte aus dem DFG-Normalverfahren analysiert, weil dort zu erwarten war, dass wissenschaftliche Kommunikationen unter projektformigen Bedingungen operieren müssen und zugleich weitere Sonderprobleme nicht mitkontrolliert werden müssen, die beispielsweise Anwendungs-, Programm- oder auch Verbundforschungen (Schwerpunktprogramme, Sonderforschungsbereiche) mit sich führen. Es handelt sich nicht um eine Generalisierung in quantitativer Hinsicht und es werden keine Aussagen über Verteilungen gemacht. Stattdessen werden anhand von detaillierten Fallrekonstruktionen interne Zusammenhänge analysiert und allgemeine Erwartungsstrukturen freigelegt, die Gültigkeit über die analysierten Fälle hinaus beanspruchen und insofern den Status von am Fall begründeten Strukturhypothesen haben (Oevermann 1981). Aus Platzgründen können die zu Grunde liegenden Sequenzanalysen nicht zur Darstellung gebracht werden, so dass es bei einer Illustration bleiben muss.

⁶ Ich danke für diesen und viele andere wichtige Hinweise zum Thema vor allem Constans Seyfarth.

ten Projektkontexten werden solche Abweichungen aber zum Problem, das in wiederkehrenden „Teamsitzungen“ bzw. „Meilensteintreffen“ prägnant zum Ausdruck kommt und dort einer Bearbeitung unterzogen wird. Diese Zusammenkünfte sind weniger durch inhaltliche Auseinandersetzungen bestimmt, als dass sie die Funktion einer stetigen Rückbindung der prinzipiell eigenlogisch operierenden Forschung an den Projektantrag übernehmen. In diesem Sinne ist Forschung nicht an und für sich projektförmig, sondern muss sich beständig in die Projektform rücktransformieren. Je offener der Forschungsprozess in zeitlicher (Beendbarkeit von Arbeitsschritten), sachlicher (Verfügbarkeit über „clear technologies“) und sozialer Hinsicht (Integriertheit des Forschungsteams) ist, umso zentraler (und man kann vermuten zahlreicher) werden diese Teamsitzungen im Forschungsprozess. In dieser Hinsicht sind disziplinäre Differenzen erwartbar und auch beobachtbar.⁷ In den Teamsitzungen selbst lassen sich aber disziplinübergreifende und verallgemeinerbare Grundstrukturen ausmachen.

Die Situationsstruktur dieser Teamsitzungen ist zunächst durch das Problem gekennzeichnet, dass ein nicht-anwesender, aber relevanter Dritter in das Interaktionsgeschehen integriert werden muss. Die Erwartungen der Förderorganisation sind hierbei weitestgehend unklar und liegen al-

⁷ Es lässt sich zwischen „verteilten“ und „kollektivierten“ Projekten unterscheiden, die jeweils einen Bias zu den Natur- und Ingenieurwissenschaften einerseits und den Geistes- und Sozialwissenschaften andererseits haben, aber auch eine allgemeine Typendifferenz markieren. In den Natur- und Ingenieurwissenschaften ist das Projektteam nicht immer die zentrale Handlungseinheit, sondern die dauerhaft bestehende Arbeitsgruppe, die oftmals mehrere Projekte parallel bearbeitet und die notwendigen Arbeiten intern verteilt. Bereits in den Projektanträgen lässt sich eine klare Aufteilung in „Arbeitspakete“ ausmachen, deren Teilergebnisse dann z.B. in einer technischen Apparatur integriert werden. Diese Zerlegung und Verteilung ist möglich, weil entsprechende kognitiven Ressourcen vorliegen: Die Forschungsprobleme sind im Vergleich zu den Geistes- und Sozialwissenschaften „wohl definierte Probleme“ (Simon/Newell 1972), und zur Problemlösung stehen oftmals „Techniken“ und nicht nur interpretationsbedürftige „Methoden“ zur Verfügung. Eine weitgehende Alleinarbeit ist schließlich möglich, weil die jeweiligen epistemischen Objekte im Labor auf Manipulationen der Forscher selbst reagieren und diese dann eben funktioniert oder auch nicht. Selbst für die „Fehlersuche“ stehen oftmals Techniken zur Verfügung oder es genügen wenige Hinweise der Kollegen. In den Geistes- und Sozialwissenschaften muss die Validierung hingegen diskursiv im Forschungsteam erfolgen, weil ihre Gegenstände nicht in vergleichbarer Weise reaktiv sind. Die Folge ist, dass einer Zerlegung und Verteilung von Aufgaben Grenzen gesetzt sind und jeder sich tendenziell mit allen Teilaufgaben beschäftigen muss.

lenfalls in Form von abstrakten Kriterien in den „Merksblättern“⁸ und, sofern es sich um ein bereits bewilligtes Projekt handelt, in den bereits erfolgreichen Projektanträgen vor. In den Teamsitzungen werden beide Instrumente zum dauerhaften Bezugspunkt, um die fraglichen Erwartungen dieser dritten Instanz in das Interaktionsgeschehen integrieren zu können. Bereits die intensive Bezugnahme auf diese Texte und die beobachtbaren Interpretationsschwierigkeiten selbst von erfahrenen Projektleitern verrät, dass sich keine Pragmatik im Umgang mit den Bedingungen, unter denen Forschungen in Projektkontexten stehen, entwickelt.⁹ Dies liegt darin begründet, dass unterschiedliche Rationalitäten aufeinanderprallen, weil „der Kontext von den üblichen Mustern wissenschaftlicher Kommunikation (abweicht); es geht nicht um seminaristische Dispute über Wahrheitsfragen. Argumente stehen im Zusammenhang mit folgenreichen Voten, Beifall und Kritik münden in der Verteilung von Chancen.“ (Neidhardt 1988: 88)

In den analysierten Teamsitzungen lassen sich drei Formen der Bearbeitung des Problems der Integration der Erwartungen eines nicht-anwesenden Dritten rekonstruieren. In sozialer Hinsicht lässt sich eine Binnendifferenzierung von Projektteams beobachten. Die formale Rolle des Projektleiters ist für das Forschungsteam im Forschungsalltag kaum strukturwirksam. Dieser ist nicht dauerhaft präsent und wird trotz aller Status- und Erfahrungsdifferenzen als fachlicher Berater adressiert und in die kollegiale Struktur des Forschungsteams inkorporiert. In den Teamsitzungen wird diese kollegiale Struktur aber regelmäßig gebrochen, indem sich erst dort eine Leitungs- und komplementär dazu eine Leistungs-

⁸ Diese sind vor allem dadurch gekennzeichnet, dass sie keine inhaltlichen Vorgaben machen, aber eine Form bzw. Gestalt verlangen, die Forschungen annehmen müssen, wenn über ihre Förderungswürdigkeit entschieden werden soll. Diese beschreibt das, was man als Projektform kennzeichnen kann: Ableitung des Themas aus einem bereits etablierten Forschungsstand („Lücke“), inhaltliche Fokussierung („Gegenstandsbezug“), zeitliche Begrenzung („Endlichkeit“), Verfügung über Ressourcen („Machbarkeit“), Arbeitsprogramm („Erreichbarkeit“) usf. Eine Stabilisierung der Außenerwartungen wird aber auch hiermit nicht erreicht, und es bleibt eine Unsicherheit: „Da stehen dann noch die Bedienungsanleitungen, aber noch net drin, was dann zu schreiben ist.“ (Projektleiter, Informatik)

⁹ Ein Gutachter spricht in diesem Zusammenhang von einer eigenständigen „Kunst“ der Antragsentwicklung und von „Projektvirtuosen“. Beides verweist auf den Umstand, dass der Umgang mit Projektbedingungen nicht zum Kern wissenschaftlicher Kommunikation gehört und deshalb zusätzliche Kompetenzen erfordert. Hierfür sprechen auch die in Anspruch genommenen (überwiegend ästhetischen) Kriterien eines gelungenen Antrags, der „in einem Rutsch lesbar“, „rund“ und „glatt“ sein muss.

rolle ausdifferenziert. Zur Stabilisierung der Erwartungen der dritten Instanz übernimmt der Projektleiter die Federführung und Deutungshoheit für das Projekt und transformiert wechselseitig dazu die im kollegialen Austausch sich gründende Mitarbeiterrolle in eine Zulieferrolle. Die Differenz zwischen internen (Forschung) und externen (Förderorganisation) Erwartungen wiederholt sich im Forschungsteam, indem der Projektleiter nun zum Repräsentanten der Außenbeobachtung und Außenkontrolle wird.

Zwei komplementäre Erwartungserwartungen lassen sich in sachlicher Hinsicht rekonstruieren. Abweichungen vom Antrag werden in Teamsitzungen zunächst als „Lücke“ problematisiert (z.B. „dazu haben wir noch überhaupt nix gemacht“). Die in Anspruch genommene Erwartung der dritten Instanz an ein erfolgreiches Projekt ist damit die der Vollständigkeit und lückenlosen Bearbeitung der im Antrag versprochenen Arbeitsschritte, unabhängig davon, ob diese sich im Forschungsprozess als sachlich notwendig herausgestellt haben oder nicht. Das Schließen von immer vorhandenen Lücken würde dann zum Selbstzweck, weshalb sich ein alternatives Erfolgskriterium herausbildet: die Herausstellung der Leistungen des Forschungsprojekts in Form der Betonung des Outputs (z.B. „um zu sehen was dann steht“). Die Handlungsanweisung für das Forschungsprojekt ist folglich das Zusammentragen von zählbaren und heterogenen Leistungsnachweisen, die im und um das Projekt entstanden sind. Hierzu zählen sowohl wissenschaftliche Publikationen, Qualifikationsarbeiten von Mitarbeitern und Hilfskräften, als auch außerwissenschaftliche Aktivitäten wie Zeitungsartikel, die Demonstration von Projektergebnissen in der nicht-fachlichen Öffentlichkeit usf. Wissenschaftliche Leistung im Sinne der Generierung wahrheitsfähiger Aussagen wird durch einen Leistungs- und Erfolgsbegriff ersetzt, der auf die Erfüllung des im Antrag selbst gegebenen Auftrags und den Nachweis von Output abstellt.

Man kann festhalten, dass der Projektantrag in den Teamsitzungen dauerhaft wirksam ist und dort in der Logik eines Vertrags auf Einhaltung und immer erneute Rückbindung drängt. Damit handelt es sich nicht nur um einen ersten systematischen Entwurf, vor dem sich dann neue Erkenntnisse in Form von Abweichungen, Überraschungen oder sogar dem produktiven Scheitern der Anfangserwartungen abzeichnen können. Diese Verbindlichkeit findet ihren Ausdruck in den in Anspruch genommenen Bewertungskriterien der Lückenlosigkeit und Outputorientierung. An

einem Fallbeispiel aus dem DFG-Normalverfahren will ich abschließend zeigen, dass diese Bezugspunkte bereits die Entwicklung von Projekten strukturieren und damit bereits vor „Vertragsabschluss“ operativ wirksam werden, indem sie den Zuschnitt und die Selektion von Forschungsthemen steuern.

Den Anlass zur Beantragung eines Projekts bilden nur selten ausschließlich sachliche Gründe. Mit dem Ende eines Projekts stellt sich sogleich die Frage nach dem Anschluss, um die Weiterbeschäftigung zu sichern, die apparative Ausstattung auszubauen oder auch nur einem institutionellen Zwang des Nachweises von Forschungsperformance nachzukommen. Da die Entwicklung von Forschungsthemen nicht selbst in den Bereich der Forschungsförderung fällt und diese die Verfügung über projektspezifische Vorarbeiten und Kenntnisse ebenso voraussetzt wie eine weitreichende Kenntnis des Forschungsstands, ist bereits in dieser Hinsicht die Lancierung von (ebenfalls eingeforderten) neuartigen Forschungen schwierig. Der Druck zur Herstellung von Kontinuität in der Forschung verstärkte im Fall eines Projekts aus der Künstlichen Intelligenz-Forschung zunächst die Orientierung an vermuteten Entscheidungsprämissen der Förderorganisation, die in der Folge zur Transformation des Forschungsthemas führte. Die anfangs offene Generierung von Forschungsideen („Was wollen wir machen?“) förderte ein von der Arbeitsgruppe als besonders innovativ und für zukünftige Forschungen anschlussfähig geltendes Thema zu Tage. In der Folgezeit wurde dieses Forschungsziel jedoch zunehmend marginalisiert und schließlich vollständig aus dem Antragstext getilgt („Das können wir dann immer noch parallel machen“), weil in mehreren Selektionsschleifen typische Erwartungen an projektförmige Forschungen relevant wurden.

Zunächst war fraglich, ob es sich um einen Neuantrag oder einen Fortsetzungsantrag handeln sollte. Dem erneut auf drei Jahre anvisierten Fortsetzungsantrag¹⁰ wurde aus zwei Gründen eine höhere Erfolgswahrscheinlichkeit zugesprochen. Erstens konnten die bisherigen Arbeiten als notwendige Vorarbeiten gelten und zweitens wurde der Förderorganisation ein Kostenkalkül unterstellt, demzufolge die zuvor getätigten Investi-

¹⁰ Üblicherweise handelt es sich im DFG-Normalverfahren um einjährige Fortsetzungsanträge, die gewissermaßen Zwischenevaluationen von Dreijahresprojekten darstellen, da eine Bewilligung zunächst nur auf zwei Jahre möglich ist. Disziplinäre Differenzen in der Handhabung der Verfahren sind aber offensichtlich vorhanden.

tionen in eine teure Laborausstattung bereits eine Fortsetzung begründet. Vor diesem Hintergrund wurde dann die neue Forschungs idee, deren Attraktivität anfangs gerade darin bestand, dass sie ein „neues Fass aufmacht“, problematisch und entlang der beiden Hauptdimensionen des Deutungsmusters projektförmiger Forschung herausselektiert. Erstens war das Ziel in seiner Erreichbarkeit noch nicht hinreichend konkretisiert und entsprach deshalb nicht der Forderung, Erwartbarkeiten herzustellen. Indem dieses Thema „ein neues Fass aufmacht“, fügte es sich damit auch nicht der zweiten Erwartung nach Abschließbarkeit. Dass eigentlich interessante, weil offene Forschungen zur Nebenbeschäftigung werden, kann eine nicht-intendierte Folge projektförmiger Forschung werden.

Nachdem wir gesehen haben, dass sich die Projektform erst in einem spezifischen historischen Prozess durchsetzt und als grundlegendes institutionelles und kognitives Deutungsmuster der Forschung generalisiert, weil es die Funktion der Bearbeitung interner Strukturprobleme übernimmt, wurde jetzt veranschaulicht, dass dies wiederum Folgen für die Forschungspraxis hat. Ob diese forschungspolitisch Gehör finden oder sogar finden sollten, ist eine ganz andere Frage, die abschließend bearbeitet wird.

6. Fazit und Ausblick: Die Projektform in der Forschungspolitik

Es sollte gezeigt werden, dass sich die Projektform zum Normalmodell der Forschung generalisiert hat und dadurch Transformationen anstößt, die bis zu den Bewertungskriterien „guter“ und „erfolgreicher“ Forschung durchgreifen können. Das Deutungsmuster der Projektförmigkeit von Forschung ist in den Kriterien der Förderorganisationen fest institutionalisiert und reproduziert sich dort stets erneut, selbst wenn es explizit um die Anpassung der Verfahren an die Bedürfnisse der Forschungspraxis geht. Zur Selbstevaluation ihrer Förderverfahren hat die DFG jüngst das Institut für Forschungsevaluation und Qualitätssicherung (IFQ) gegründet und zuvor für einen Wissenschaftsbereich die „Förderinitiative Geisteswissenschaften“ durchgeführt. Dies gehe „mit einer wesentlichen Perspektivenveränderung, nämlich nicht (mehr) von vorgegebenen Förderverfahren her zu denken, sondern als Ausgangspunkt des Denkens die Anforderungen zu nehmen, die sich aus der jeweiligen Thematik und den jeweiligen Arbeitsbedingungen ergeben“, einher (DFG 2003: 6). Hierzu

wurden Geisteswissenschaftler aufgefordert, zum Verhältnis von Forschungspraxis und Fördermodalitäten Stellung zu nehmen. Vergleicht man die Art der hier auftretenden Kritiken mit den Schlussfolgerungen der DFG, dann stößt man auf eine Diskrepanz, die prinzipieller Natur ist und wissenschaftspolitische Empfehlungen vor ein grundsätzliches Problem stellen. Die Kritiken setzten sich in sachlicher, zeitlicher und sozialer Dimension von der für die Förderorganisation konstitutiven Projektform ab.

Die DFG fasst die in den Stellungnahmen artikulierten Probleme wie folgt zusammen: Der Forschungsprozess lässt sich nicht delegieren und zerlegen, weil er stets an die konkrete Auseinandersetzung der Forscherpersönlichkeit mit den Daten rückgebunden bleibt („Individualität in der Forschungspraxis“, DFG 2003: 7ff.). In der Folge ist die Entwicklung eines rein sachlich bestimmten vorgängigen Arbeitsprogramms nur begrenzt möglich. Der Bedarf an Kontinuität und die Nicht-Standardisierbarkeit des Vorgehens geraten dann in Spannung zur zeitlichen Befristung, und die „Langfristigkeit der Forschungsperspektive“ (DFG 2003: 11) rückt ins Zentrum. Ebenso wird die kollektive Bearbeitung von Forschungsthemen hiermit problematisch und eine Stärkung der Einzelforschung bzw. kleiner und dauerhafter Forschergruppen notwendig (Struktur- und Profilbildung in der kooperativen Forschung, DFG 2003: 13ff.).

Aus dem hier artikulierten strukturellen Spannungsverhältnis folgt die DFG jedoch überraschenderweise ein Passungsverhältnis: „Die Geisteswissenschaften verweisen mit Gründen auf spezifische Arbeitsformen und daraus resultierenden Anforderungen, die mit dem bestehenden Förderinstrumentarium der DFG zwar weitgehend kompatibel sind, jedoch nicht explizit angesprochen werden (DFG 2003: 2). Die grundsätzliche Kritik der Stellungnahmen wird in zweifacher Weise zurückgewiesen und absorbiert: Es handle sich um „eine *spezifisch empfundene Praxis* der geisteswissenschaftlichen Forschungsarbeit und ihrer Organisation“ (DFG 2003: 7), und vorhandene Verfahren (Langfristvorhaben, Forschungssemester, Forschergruppen) werden nur selten genutzt, weil sie als eigene Instrumentarien den „Charakter ‚des Besonderen‘ geben“ (DFG 2003: 8). Die Folge ist die Integration dieser Möglichkeiten in das Normalverfahren und eine verstärkte Öffentlichkeitsarbeit für bestehende Verfahren, die (das wäre einfach zu zeigen) alle der Logik der Projektform folgen. Die in den Formulierungen vollzogene Verlagerung einer sachlichen Kritik, welche auf die Personengebundenheit und Nicht-Standardisierbarkeit

der Forschungspraxis abhebt, auf die Ebene einer subjektiven Haltung („spezifisch empfundene Praxis“) baut auf einem Gegenmodell auf, das selbst in den als Kontrastfolie eingeführten Natur- und Ingenieurwissenschaften („geisteswissenschaftlicher Forschungsarbeit“) in dieser Weise nicht vorliegt. Die Zerlegbarkeit und Delegierbarkeit ist dort zwar eher gegeben und Teilarbeiten können sogar an technisches Personal ausgelagert werden, aber die Interpretation der Daten selbst bleibt theoretisch unterdeterminiert (Quine 1979), so dass auch hier die zentrale Stellung der Forscherperson nicht getilgt ist.

Die Stabilisierung der eigenen Voraussetzungen im Kontext der Kritik und Verfahrensänderung verweist auf ein strukturelles und deshalb nicht auflösbares, sondern nur zu bearbeitendes Problem: Organisationen der Forschungsförderung müssen strukturell projektförmig operieren, wenn sie sachliche Entscheidungen über Förderung/Nichtförderung treffen wollen. Hierfür bedarf es Personen unabhängiger Entscheidungskriterien und verbindlicher Erwartbarkeiten, worüber entschieden werden soll. Die hieraus entstehenden Effekte in der Forschungspraxis können deshalb nicht verhindert, sondern allenfalls institutionell abgefedert werden. Hierbei könnten die Universitäten eine aktive Rolle übernehmen. Die institutionellen Grundmittel müssten hierzu in anderer Weise auf die Bedingungen der Drittmittelforschung bezogen werden. Mit Blick auf die universitätsinternen Evaluationen liegt das Primat auf einem verschärften Konkurrenzverhältnis, in dem Drittmittelquoten nicht als zusätzliche Mittel verstanden werden, sondern zur Substitution und Sicherung der institutionellen Finanzierung dienen.

Die Alternative liegt darin, institutionelle Grundmittel (wieder) stärker als Grundlage und Investition zur Entwicklung von förderlichen Projektbedingungen zu verstehen, wovon Organisationen der Forschungsförderung schon immer ausgegangen sind (Neidhardt 1988: 13). Die jüngsten „Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland“ des Wissenschaftsrats (2006) weisen in diese Richtung und rücken die Verfügbarkeit von Forschungszeit und die Förderung von Forschungskontinuität ins Zentrum. Diese kann einerseits durch die institutionelle Sicherung der Stellenstruktur erreicht werden, weshalb der Wissenschaftsrat „mit Nachdruck darauf hinweist, dass Optionen für eine dauerhafte Beschäftigungsperspektive für qualifizierte, in der drittmittelfinanzierten Forschung tätige Wissenschaftler unbedingt erforderlich sind und so rasch wie möglich geschaffen werden müssen. Ob

daneben weitere Optionen für eine dauerhafte Beschäftigung qualifizierter Wissenschaftler unterhalb der Professur – z.B. als *lecturer* – eröffnet werden sollten, ist eine über die Geisteswissenschaften hinaus zu prüfende Frage, der der Wissenschaftsrat in einer umfassenden Stellungnahme zur Stellenstruktur an Hochschulen nachgehen wird.“ (Wissenschaftsrat 2006: 83)

Neben dieser Problembearbeitung, die letztlich gegen die Projektförderung der Forschung das traditionelle Modell der dauerhaften und dann auch lehrbezogenen Alimentierung von Forschung aktualisiert, sind auch weniger radikale Alternativen denkbar. Ein nur am Rande (im Kontext der Doktorandenförderung) angesprochenes Mittel zur Entzerrung der Anschlussproblematik unter projektförmigen Forschungsbedingungen könnte „die Entwicklung einer Finanzierungsmöglichkeit für die *Anlaufphase*“ (Wissenschaftsrat 2006: 82) sein. Hiermit wären typische Probleme projektförmiger Forschung wie die Parallelität von aktuellem und Folgeprojekt, die berufsbiographische Unsicherheit und Abwanderungsproblematik sowie die verstärkte Orientierung an (vermuteten) Erfolgsbedingungen der Förderorganisation mit entsprechenden inhaltlichen Folgen zwar nicht entproblematisiert, aber dennoch entschärft.

Literatur

- Antoni, Klaus 2005: „Laßt die Universitäten endlich in Ruhe! In Amerika kann man sehen, daß Wissenschaft am besten in Freiheit und Respekt gedeiht. Ein Brief aus Harvard.“ In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, Nr. 46, 20. November 2005.
- Bahrdt, Hans-Paul 1965: XXX. In: Loccumer Protokolle, Nr. 19: Prioritäten in der Forschung. Tagung vom 16. bis 19. Nov. 1965, Loccum.
- Brunsson, Nils (1989): *The Organization of Hypocrisy*. New York: John Wiley&Sons.
- Deutsche Forschungsgemeinschaft 2003: Neue Akzente für die Förderung geisteswissenschaftlicher Forschung. www.dfg.de/aktuelles_presse/download/foerderinitiative_gw_tagung.pdf, 12.04.2006
- Etzkowitz, Henry/Leydesdorff, Loet 1997: A Triple Helix of University-Industry-Government Relations. In: Etzkowitz, Henry/Leydesdorff, Loet (Hg.): *Universities and the Global Knowledge Economy. A Triple Helix of University-Industry-Government Relations*. London/Washington: Pinter, S. 155-162.
- Foucault, Michel 1978: *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Berlin: Merve.
- Gibbons, Michael/Limoges, Camille/Nowotny, Helga/Schwartzman, Simon/Scott, Peter/Trow, Martin 1994: *The New Production of Knowledge. The Dynamics*

- of Science and Research in Contemporary Societies. London/Thousand Oaks/New Dehli: Sage.
- Kaddatz, Burckhard 1987: Rationalität und Rationalisierung des wissenschaftlichen Arbeitsprozesses : Hochschulentwicklung, Forschungsorganisation, Projektpersonal. Frankfurt: Campus.
- Krajewski, Markus (Hg.), Projektemacher. Zur Produktion von Wissen in der Vorform des Scheiterns, Berlin 2004.
- Luhmann, Niklas 1992: Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas 1993: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie moderner Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mannheim, Karl 1929: Ideologie und Utopie. Bonn: Cohen.
- Matthes, Joachim 1988: Projekte – nein, danke? In: Zeitschrift für Soziologie, 17, 6, S. 465-473.
- Menninghaus, Winfried 2006: Wie Zweitklassigkeit zum System erhoben wird. Geisteswissenschaften im Zeichen der „Drittmittel“. In: Süddeutsche Zeitung Süddeutsche 62, H. 8, 11.01.2006, S. 12.
- Meyer, John W./Brian Rowan, Brian 1977: Institutionalized Organizations: Formal Structure as Myth and Ceremony. In: American Journal of Sociology 83, S. 340-363.
- Neidhardt, Friedhelm 1988: Selbststeuerung in der Forschungsförderung. Das Gutachterwesen der DFG. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Overmann Ulrich 1981: Fallrekonstruktionen und Strukturgeneralisierung als Beitrag der objektiven Hermeneutik zur soziologisch-strukturtheoretischen Analyse. Unveröffentlichtes Manuskript. Frankfurt am Main.
- Overmann Ulrich 2001: Die Struktur sozialer Deutungsmuster. Versuch einer Aktualisierung. In: Sozialer Sinn, 1, S. 35-81.
- Platt, Jennifer 1976: Realities of Social Research. An empirical study of british sociologists. Sussex: Sussex University Press.
- Quine, Willard van Orman 1979: Zwei Dogmen des Empirismus. in: Willard van Orman Quine: Von einem logischen Standpunkt. Neun logisch-philosophische Essays. Frankfurt am Main: Ullstein, 27-50.
- Simon, Herbert A./Newell, Allen 1972: Human Problem Solving. Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.
- Stäheli, Urs 1998: Zum Verhältnis von Sozialstruktur und Semantik, in: Soziale Systeme 4, H.2, S. 315-340.
- Stichweh 1994: Wissenschaft, Universität, Professionen. Soziologische Analysen. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Stichweh 2003: Genese des globalen Wissenschaftssystems. In: Soziale Systeme 9, S. 3-26.
- Wissenschaftsrat 2006: Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland. Drucksache 7068-06.
<http://www.wissenschaftsrat.de/texte/7068-06.pdf>, 12.04.06.
- Wolff, Stephan 1996: Ist die Welt projektförmig? Paradoxien der Forschungsförderung. Wirtschaft und Wissenschaft 4, S. 2-6